



SIE HABEN GEWARTET — SIE HABEN GEWEINT

Ein Bericht über die kubanische Revolution von Jean-Paul Sartre

In Kuba unterscheidet jedermann Rebellen von Widerstandskämpfern — anders ausgedrückt: Soldaten von den Angehörigen der revolutionären Untergrundorganisation zu Batistas Zeiten.

Eines Tages fragte man mich auf einer Pressekonferenz, ob meiner Ansicht nach die kubanische und die chinesische Revolution einander ähnelten. Nachdem ich die Unterschiede hervorgehoben hatte, sprach ich von dem halbkolonialen Regime, das die Insel zur Zeit Batistas charakterisierte, und von dem China unter Tschiang Kai-schek. Alle schienen einverstanden.

Aber als ich, nichts Böses ahnend, sagte, beide Revolutionen seien vorwiegend Bauernrevolutionen gewesen, weil in dem einen wie in dem anderen Fall die Städte durch einen Volkskrieg befreit worden seien, der zuvor in den Bergen und auf dem Land gewonnen worden war, meldete sich Widerspruch. Einige meiner Freunde sagten mit festem Nachdruck, ich irrte mich.

Die Bartlosen — also die ehemaligen Widerständler — bestanden darauf, die Revolution sei aus der Stadt hervorgegangen. Castro selbst, so bärtig er auch sei, habe in der Hauptstadt studiert und habe einen städtischen Beruf ergriffen. Später sei er Advokat gewesen, was ja ein typisch liberaler Beruf sei. Ich beachte, so insistierten sie, zuwenig den Untergrund-Widerstand, der in Santiago, Havana und Santa Clara entstanden sei. Die Bauern, so fügten

Sartre beobachtete auf Kuba, daß es innerhalb der Castro-Bewegung Gegensatz zwischen einem bürgerlichen und einem sozialistisch-landreformerischen Flügel gibt. Er versucht sie aus den unterschiedlichen Erfahrungen der Castro-Anhänger während des Bürgerkriegs (siehe Kosten Seite 32) zu erklären. Die Untergrundkämpfer — die Bartlosen — seien Bürger geblieben, während die Rebellen Soldaten volksnahe Revolutionäre geworden seien. Dabei gerät Sartre allerdings in eine absonderliche philosophische Gefahr: Soldaten sind nämlich für ihn stets Sklavenhalter des Volkes. Deshalb macht Sartre geradezu halsbrecherische Anstrengungen, um zu beweisen, daß Castros jetzige Armee, obwohl so stark wie die des Diktators Batista, keineswegs eine Armee, sondern eine Anti-Armee sei.

meine Freunde hinzu, seien viel später dazugekommen.

Von 1957 an hatten Rebellenarmee und Untergrund, die Aufständischen in der Sierra und ihre Freunde in Santiago, Santa Clara und in der Hauptstadt, gut zusammengearbeitet. Die Untergrundbewegung war damals eine Notwendigkeit. Waffen sind teuer. Die Widerständler sollten sie für die Rebellen beschaffen.

So entstand in allen Städten Kubas eine Geheimbewegung, die sich „M.26.7.“ nannte, das hieß die „Bewegung des 26. Juli“. Am 26. Juli 1953 hatte Castro den Sturm auf die Moncada-Kaserne in Santiago unternommen.

Studenten bildeten einen großen Teil der Untergrundbewegung. Sie litten seit

langem an den Beschränkungen der Wissenschaft durch das Batista-Regime. Sie wußten sehr wohl, daß ihnen gewisse Karrieren verschlossen waren, solange die Industrialisierung des Landes unterbunden wurde.

So war es zum Beispiel mit Oltusky, einem unserer besten Freunde, heute mit 27 Jahren Minister. Jung und klar-sichtig, entdeckte er, daß die Zwistigkeiten seines eigenen Familien- und Privatlebens ihren Grund in den ineinander verflochtenen Problemen der Insel hatten. Er kam zur Widerstandsbewegung durch eine religiöse Krise. Er überwarf sich mit seiner Familie und sich selbst. Er begann leidenschaftlich zu lesen — alles, was ihm unter die Hand kam.

Er las Buch über Buch, fragte die klügsten Köpfe Kubas um Rat und wurde von einem wie von dem nächsten enttäuscht — letztlich, weil er selbst nicht genau wußte, was er wollte.

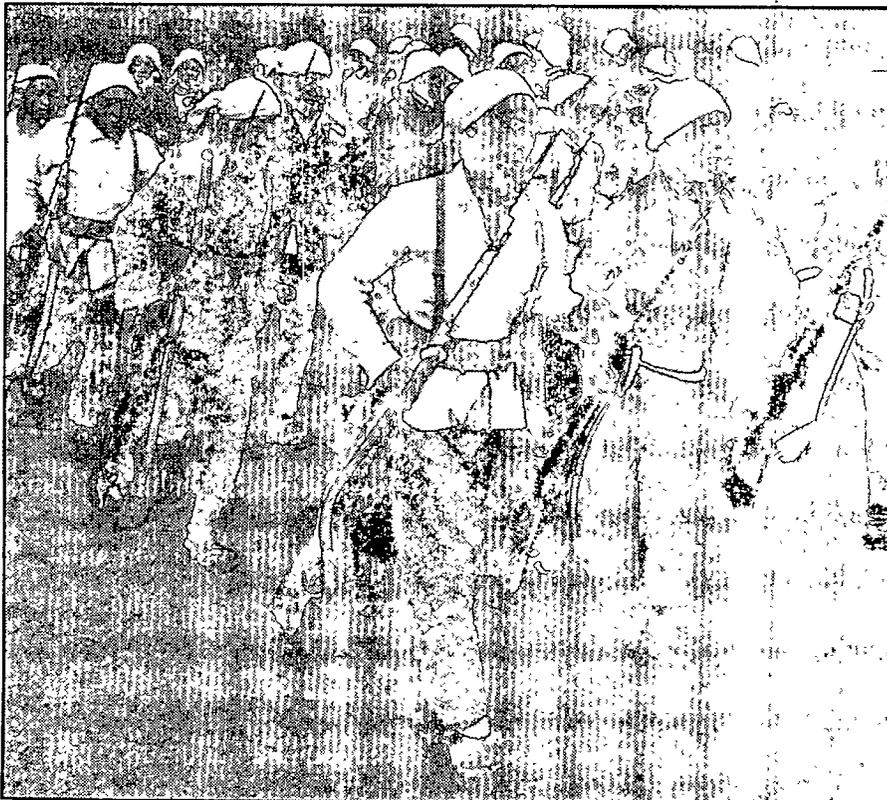
Schließlich blieb ihm als Ergebnis all dieser Anstrengungen ein allgemeines Unbehagen, eine nicht genau fixierte, aber gleichwohl lebhaft Abscheu gegen die Insel. Er wandte sich endlich mehr und mehr von diesen Denksystemen ab. Er fühlte klar, daß sie nicht zu seinem persönlichen Fall und nicht einmal für die Nation paßten. Dennoch lieferte ihm jede Lektüre neue, wenn auch zunächst noch abstrakte Gründe, um die Diktatur zu verurteilen.

Viele seiner Freunde und vor allem viele unbekannte junge Landleute waren in jenen Jahren vor Castros Landung auf verschiedenen Wegen zu der gleichen negativen Schlussfolgerung gelangt: „Etwas ist faul im Staate Kuba.“ Ich möchte die Agitation dieses aufgeklärten Kleinbürgertums die „Politik der krepierenden Ratte“ nennen: Man riecht den fauligen Gestank, man sucht den Kadaver der Ratte. Aber in den Städten verbirgt der undurchsichtige Wald der Folgerscheinungen die eigentlichen Ursachen. Das tote Tier ist nicht zu finden.

Anfang 1957 endlich setzten diese jungen Leute ihre Sache auf Castro — jedoch keineswegs ohne innere Vorbehalte. Wenn sie Castro mit dem kubanischen Nationalhelden José Martí verglichen, mußte Castro ihnen ziemlich dubios erscheinen. Jedenfalls hatten in der bisherigen Geschichte des Landes immer nur mutige Bürger — nicht aber bäuerliche Rebellenführer — gegen das Großgrundbesitzer-Regime gekämpft. Zwar waren die Bürger stets besiegt worden, aber sie hatten das Jahrhundert mit ihren Krallen gezeichnet, und die jungen Bürger von 1957 erkannten sich in dieser Geschichte des Bürgertums wieder.

Nun, die jungen Leute überlegten nicht lange: Und das ist ihr großes Verdienst, daß sie sich dem Glauben verschrieben haben ...

Sie verschrieben sich diesem fernen und eigentlich wenig beeindruckenden Bogenschützen, der seine Pfeile im



Chinesische Miliz: Man hält es für eine Bauernrevolution ...

Gebirge abschoß. Er war in der Tat nur ein Mythos, ein Sinnbild nationaler Einheit und ein Symbol wiedergefundener Tatkraft. Er diente ihnen zum Vorwand, um alles, um das Ganze beiseite zu werfen: die Beengtheit des Sippendenkens, die Ränkesucht, den gegenseitigen Argwohn.

Die „M.26.7.“, die Organisation dieses jungen Bürgertums, hatte zwei Aufgaben. Sie holte aus den Städten das Geld, um den Aufständischen Waffen zu kaufen. Sie agitierte in den Massen mit geheimen Flugblättern und mittels einiger Handstreichere.

Von Santa Clara bis nach Trinidad sind wir am Fuße einer Sierra dem Weg gefolgt, den Oltusky mehrmals im Monat zurücklegte. 1958 errichteten, Batistas motorisierte Polizei und Armee auf den Straßen Sperren. Alle Fahrzeuge wurden kontrolliert. Es galt, für jede

Rebellenarmee unterzuordnen habe. Zu Anfang war diese Kette leicht. Die Rebellen zählten so wenig. Sie waren so weit fort, und ihre Zahl war so klein. So war es anfänglich für das junge Bürgertum in der „M.26.7.“ gar nicht schwer, sich einzureden, daß — wenn die Rebellenarmee in einen Hinterhalt geraten und vernichtet würde — die über alle Städte des Landes sich erstreckende Untergrundorganisation weiterleben und ihre Aufgabe zum guten Ende führen werde.

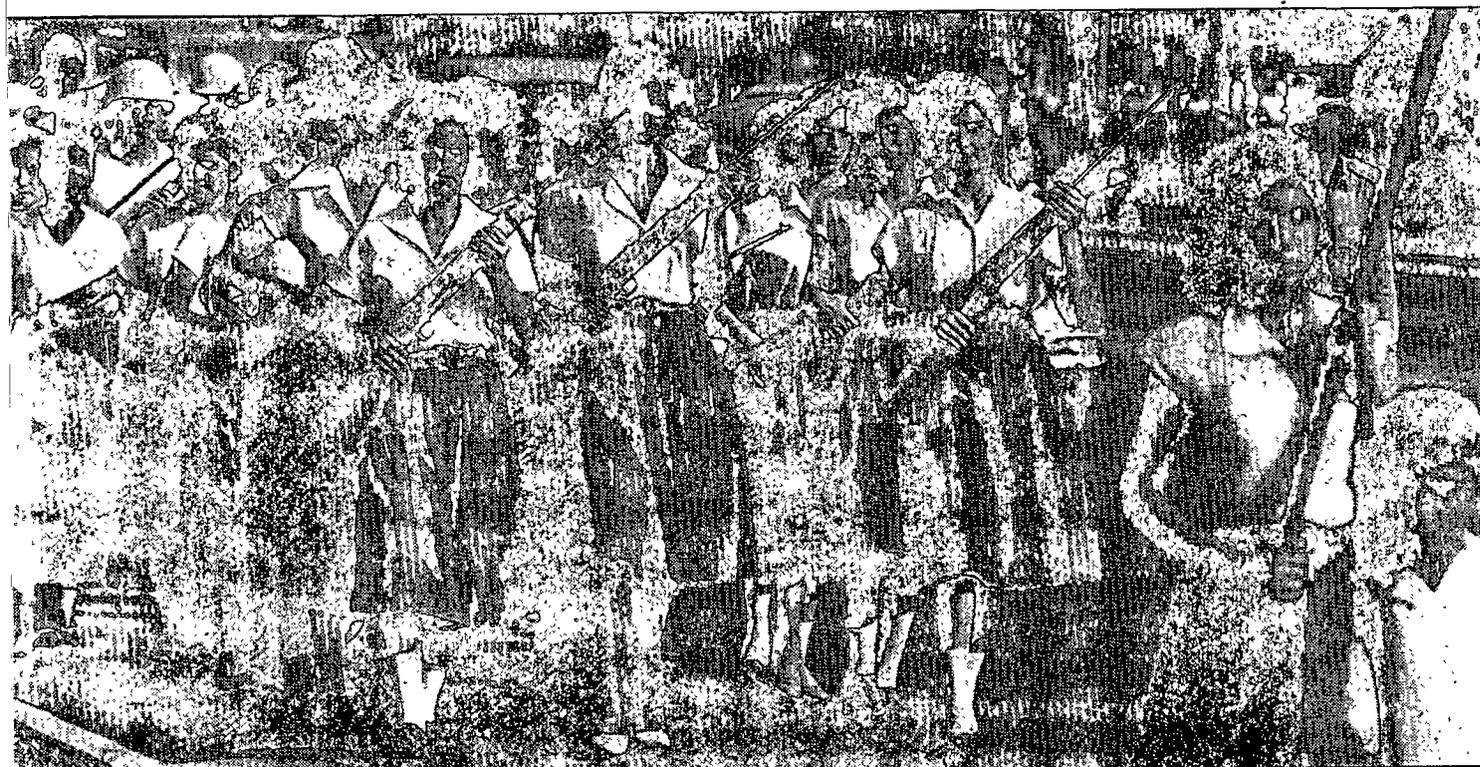
Aber die Rebellen gingen nicht zugrunde. Die Zahl ihrer Truppen nahm zu. Sie gewannen ihre ersten Schlachten. Es wurde mehr und mehr deutlich, daß die Armee die Aufgabe übernommen hatte, das Land zu befreien, und daß sie fähig war, sie zu erfüllen.

Das Kräfteverhältnis zwischen Rebellen und „M.26.7.“ kehrte sich um. Die

Aber über die Reihenfolge der zu treffenden Maßnahmen hatte sich niemand ausgesprochen. Sollte man zunächst den demokratischen Staat wiedererrichten, seine gewählten Körperschaften, seine Institutionen, um auf diese Weise ein wenig Atem zu schöpfen, die Dinge an sich herankommen lassen, eine Ruhepause einlegen, während man auf die Wahlen wartete?

Oder sollte man die neue Ordnung mit einem radikalen Umsturz beginnen? Sollte man mit der Politik oder den sozialen Reformen anfangen?

1958 waren die Beziehungen zwischen Widerstandskämpfern und Rebellen gespannt. Die Kontakte waren zu selten, als daß man die Meinungsverschiedenheiten hätte bloßlegen können. Und die verantwortlichen Führer der einen wie der anderen Gruppe trafen nicht ohne Unbehagen zusammen.



... und ahnt nichts Böses: Kubanische Miliz

Sperre Vorwände zu finden. Um die Hauptstraße zu verlassen, gab es eine einzige Möglichkeit — nämlich während der Wachablösung auszubrechen. Man mußte sorgfältig planen, um im richtigen Augenblick am richtigen Ort zu sein.

Oltusky wurde manchmal von einem anderen Widerstandskämpfer begleitet. Sie riefen in einem Gasthof an, der an der Straße und nahe der Sierra lag, und bestellten ein gebratenes Spanferkel. Die beiden blutjungen Leute nahmen ihre blutjungen Frauen mit, ließen sie am gedeckten Tisch Platz nehmen, bestiegen ihr Auto, um „eine kleine Spazierfahrt vor dem Essen zu machen“, stießen auf Querwegen in das Gebirge, trafen sich mit einem Rebellen, kündigten ihm die Ankunft von Waffen an und nahmen neue Bestellungen entgegen.

Als die „M.26.7.“ sich bildete, stellte sie als selbstverständlich in Rechnung, daß die Widerstandsbewegung sich der

„M.26.7.“ machte eine bittere Erfahrung. Ihre Unterstellung unter die Armee — anfänglich nur ein Prinzip, das sie hingenommen hatte — wurde eine Realität. Die „M.26.7.“ wurde zu einer abhängigen Organisation. Tatsächlich konnte sie niemals selbst die Initiative ergreifen.

Eben diesen Vorgang muß man gut verstehen. Es handelt sich hier um einen Interessenkonflikt, der plötzlich Menschen trennt, die eigentlich Bundesgenossen sind, die in den gleichen Städten, im gleichen Milieu, nach einem gleichen Bildungsgang sich zusammengefunden hatten, und gleichwohl in zwei Teile gespalten wurden, weil sie in der Revolution ungleiche Erfahrungen machten.

Die Einheit der Städter und Bauern war doppelt sinnig. Zwar stimmten alle dem revolutionären Programm zu, zumindest in der Form, wie Castro es vier Jahre zuvor auseinandergesetzt hatte.

Oltusky organisierte damals die Verpflegung der Rebellen in der Provinz Las Villas. Ihm wurde eines Tages gegen Ende des Krieges gemeldet, Che Guevara (nach dem Sieg Präsident der Nationalbank und heute einer der mächtigsten Präkandidaten auf Castros Nachfolge) sei dabei, in Gewaltmärschen an der Spitze seiner Truppen die Sierra zu erreichen. Beide Männer wollten im Gebirge zusammentreffen, ohne genau zu wissen, wo. Nun, sie trafen sich, und es gab eine heftige Auseinandersetzung.

In 45 Tagen hatte Guevara elf Mahlzeiten eingenommen, er war schlechter Laune und verbarg dem jungen Mann, der ihm Lebensmittel versprach, nicht seinen Argwohn.

Dieser, der sich seinerseits hart abgemüht und sein Bestes getan hatte, ärgerte sich über diese Verachtung und fürchtete, daß der Hunger die Rebellen

zu Gewalttätigkeiten gegen die Städte verleiten werde. Er meinte auf einen Abenteuerer gestoßen zu sein. Der andere hingegen glaubte einem Konterrevolutionär gegenüberzusitzen. Sie täuschten sich beide.

Rücksichtslos in seinen Entscheidungen, gewalttätig wie ein Soldat bei ihrer Ausführung, war Guevara gleichwohl ein hochkultivierter Mensch und nach Castro einer der klarsichtigsten Köpfe der Revolution. Ich habe ihn selbst gesehen. Man müßte wahnwitzig sein, wollte man glauben, daß er sich die Sanftmut und den Humor, die er seinen Gästen gegenüber an den Tag legte, bloß für offizielle Empfänge ausleihe.

Aber 1958, als er Oltusky sah, machte ihn nichts zu Konzessionen geneigt, weder der Hunger noch der düstere Mut, der es vorzieht, das Schlimmste voraussehen und sich darauf vorzubereiten.

Oltusky, der jünger war und den der Respekt vor diesem bereits legendären, aber ihm an Starrköpfigkeit ebenbürtigen Kämpfer beengte, stellte sich Guevara entgegen. Er kannte die Angst,

er kannte die Lage, und er kannte das Gehabe der Menschen in den Städten, das ihn selbst — mehr als Ideen und Bedürfnisse — geformt hatte. In den Städten lernt man die Regeln der Vorsicht, der Geduld und der Schonung.

Oltusky weigerte sich nicht, bis zum Ende zu gehen, aber er wollte es in Etappen tun und langsam. Kurz, aus diesen primären Erfahrungen heraus, welche die Charaktere bilden, war er eher reformistisch als revolutionär eingestellt, obgleich er die gleichen Ziele hatte wie die Revolution.

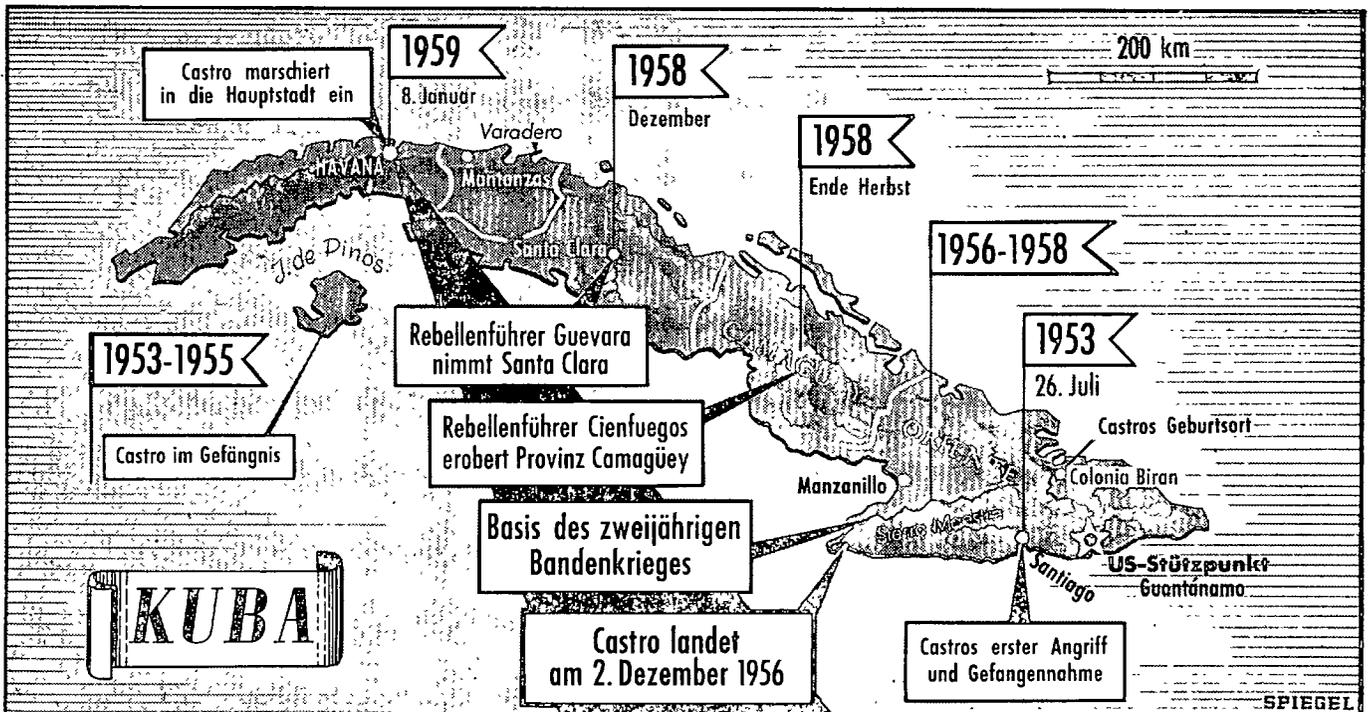
Bei Einbruch der Nacht ging die Unterhaltung der beiden Revolutionsführer um die Agrarreform. Oltusky war gewiß damit einverstanden, daß man das Land unter die Bauern verteile. Aber seine Vorsicht, die Weisheit des Bürgers, die glaubt, daß Reformen solider sind, wenn man sie langsam durchführt, dazu seine Furcht, die Revolution könne notwendige Entwicklungsstadien überspringen und in gestrecktem Galopp über unbekannte Straßen jagen, seine tiefe Sorge um die Nation

und schließlich und endlich vielleicht ein Rest jener Verachtung, welche in allen Ländern die Städter gegen bäuerische Analphabeten haben — alle diese Motive zusammen bestimmten ihn zu der Warnung, man solle zunächst abwarten.

Gut, man werde nach dem Sieg das Land aufteilen, und jeder werde seinen Anteil erhalten, aber der Bearbeiter des Bodens solle doch zunächst nur Nutznießer sein, wirklicher Besitzer erst nach zwei Jahren, sofern es ihm gelänge, die Produktion über einem vorher festgelegten Niveau zu halten.

Da wurde Guevara böse. Wenn die Erde den Bauern gehöre, so solle man sie ihnen zurückgeben, sofort und ohne Bedingungen. Mit welchem Recht wollten sich die Kleinbürger, die nichts von der Feldarbeit verstehen, gegen die Landleute auf diese verächtlichen Vorsichtsmaßregeln berufen? Weil sie zu lesen verstehen?

Die tiefste Kultur verwandelt sich in tote Blätter und Worte, wenn man sie einem wahrhaft revolutionären Gewis-



DIE KRIEGERISCHE KARRIERE

Fidel Castros begann am 26. Juli 1953. An diesem Tag versuchte er mit 160 Männern die Moncada-Kaserne nahe der Stadt Santiago im Handstreich zu erobern. Der Anschlag scheiterte, und Castro wurde zu 15 Jahren Festung verurteilt, sein Bruder Raúl zu 13 Jahren. 1955 amnestiert, emigrierten beide nach Mexiko. Am 2. Dezember 1956 kehrte Castro an der Spitze einer Schar von 81 Revolutionären nach Kuba zurück. Er landete an der Südküste seiner Heimatprovinz Oriente im Osten Kubas. Die Ankunft Castros war der Armee des Diktators Batista durch einen vorzeitig ausbrechenden Aufstand von Castro-Anhängern in Santiago bekanntgeworden. Nur ein Teil der 82, darunter Castro selbst, sein Bruder Raúl und der jetzige Nationalbankpräsident Che Guevara entkamen in die Berge der Sierra Maestra. Von hier aus führte Castro fast zwei Jahre lang einen Bandenkrieg ohne feste Fronten. Die Zahl der Rebellen stieg anfänglich nur langsam. Erste Waffentransporte kamen aus lateinamerikanischen Staaten, wie zum Beispiel Venezuela. In den

kubanischen Städten entstand eine Untergrundorganisation: die „M.26.7.“, so genannt nach dem Datum des Castro-Anschlags auf die Moncada-Kaserne. Sie sammelte Geld in Kuba (aber auch große Beträge in den USA), geleitete Waffentransporte in die Berge und warb Soldaten für Castro an. Batistas Armee zählte 40 000 Mann, Castros Armee gegen Ende des Bürgerkriegs etwa 3000. (Die Zahl der „M.26.7.“-Kämpfer war noch weitaus geringer.) Erst gegen Ende 1958 gelang es einem Unterführer Castros namens Camilo Cienfuegos, in der Provinz Camagüey festen Fuß zu fassen. Unmittelbar danach, Anfang Dezember, eroberte ein Rebellenverband unter dem Befehl Che Guevaras die Hauptstadt von Las Villas, Santa Clara. Daraufhin gab Batista am Neujahrstag 1959 seine Sache verloren und floh nach der benachbarten Insel Haiti. Am 8. Januar 1959 zog Castro auf Panzern der auseinandergelaufenen Batista-Armee in der Hauptstadt Santiago ein. In dem rund zwei Jahre dauernden kubanischen Bürgerkrieg sind etwa 250 Rebellen Soldaten gefallen.

sen gegenüberstellt. Die Bauern verdienen volles Vertrauen. Sie machen die Revolution, und sie wissen es. Also wird auch die Produktion nicht absinken.

Die beiden Männer diskutierten noch am Morgen. Sie taten es mit solchem Feuer, daß ein jeder dem anderen, ohne es zu wollen, bewies, daß er trotz allem sein Bruder war.

Diese beiden Intellektuellen, die sich über alles uneins waren, bezeugten ihr tiefes Bündnis in ihrer gemeinsamen Neigung für Ideen und in ihrem Hang zum Wettstreit um Ideen. Und außerdem war dieser überspannte und erbarmungslose Streit ein Verhör, das jeder mit dem anderen anstellte. Der Rebell und der Widerstandskämpfer betrieben die gegenseitige Erforschung bis zum Äußersten. Jeder dachte, indem er den anderen betrachtete: Mit diesem seltsamen Tier ließe sich gut hausen.

Davon abgesehen, verbrachten, wie man sich wohl denken kann, diese beiden Männer der Tat ihre schlaflose Nacht als Intellektuelle, das heißt völlig nutzlos. Weder der eine noch der andere war für die Entscheidung qualifiziert. Die Frage wurde definitiv zu Beginn des Sommers 1959 geregelt, als man die Agrarreform proklamierte.

Im Jahre 1958 wurde die Debatte zwischen Guevara und Oltusky durch die Ankunft von Lebensmittel-Lastwagen entschieden. Guevara war wieder guter Laune. Seine Männer aßen. Oltusky stieg in seiner Achtung. In Wahrheit hatte der Rebell die Gründe, durch die er den Widerstandskämpfer schätzte, aus der Diskussion selbst geschöpft. Dieser hatte vor allem versucht — unter Wahrung seiner Nuancen und Vorbehalte — seinen Gegner zu verstehen. Oltusky hatte seine Aufnahme-fähigkeit für Neues und seine Intelligenz bewiesen, indem er schließlich die Solidität der Rebellenposition anerkannte.

Diesen Guevara hatte der Krieg gefordert. Der Krieg hatte ihm seine eigene Sturheit auferlegt. Die Revolution hatte ihm ihren Sinn für Dringlichkeit und schnelles Handeln mitgegeben. Älter als Oltusky, schien er dennoch gegenwärtiger.

Auf der anderen Seite entdeckte der Widerstandskämpfer Oltusky in seinem Gespräch mit Guevara, daß seine eigene Neigung für das langsame und beständige Fortschreiten vielleicht nur eine Klischee-Idee war. Ihn, den Bürger, bremsten oder hielten vielleicht Vorurteile auf, die ihm von der vorhergehenden Generation mitgegeben worden waren. In all den Besorgnissen des Städters, die der junge Mann in sich gezüchtet hatte, sah er schließlich bestenfalls nur noch abgedroschene Redensarten — schlimmstenfalls gar die heimliche Hoffnung, die Reformen durch Ausflüchte aufzuschieben.

Oltusky hatte bei dem Gespräch eine Menge gewonnen. Er hatte seine Fähigkeit, die Dinge in ihren Abschattungen zu sehen, in den Dienst des Radikalismus gestellt. Seine Chance war es von da an, ein Mittler zu sein, da er noch vor der Machtergreifung Berührung mit den Rebellen gefunden hatte.

Um zu den Rebellen zu stoßen und mit ihnen Schritt zu halten, brauchte man zwei Tugenden, die elementarsten



Volksrevolutionär Guevara: Echt nur mit der echten Kinnblume

und die seltensten: die Intelligenz und den guten Willen.

Der gute Wille fehlte in der „M.26.7.“ sicher nicht, auch nicht die Intelligenz. Was fehlte, waren die Kontakte. Deshalb wurde die einmütig gegen Batista gerichtete Revolution in zwei Stämme zerschnitten, die sich getrennt und ohne gegenseitige Kenntnis entwickelten.

In dem Maße, wie die Bärtigen stärker wurden und die Städte unmittelbar bedrohten, zeigte sich der rechte Flügel der Widerstandsbewegung unentschlossener. Die Bärtigen galten für

diese Rechten als Bodenbesitz-Zerstörer an der Spitze eines Pöbelaufstandes.

Aber auch auf der äußersten Linken blieb man reserviert. Viele ihrer Jungen haben mir gesagt, daß sie in Castro zunächst den Sohn eines Großgrundbesitzers gesehen hätten, also einen Diktator der Rechten, der sich auf das reaktionäre Bauerntum stütze: Was wollte dieser Castro? Wer war er überhaupt?

Einer seiner Jugendgefährten erinnerte sich Ende 1958, als er wie alle Welt in Havana die Ankunft des Siegers erwartete, an einen nervösen und verschlossenen Jüngling, den sein unerbittlicher Stolz zu den schwierigsten Aufgaben trieb. Es genügte, daß ein Unternehmen als unmöglich galt, damit er sich daranmachte. Steckt darin nicht etwas von dem Stoff, aus dem man Tyrannen macht?

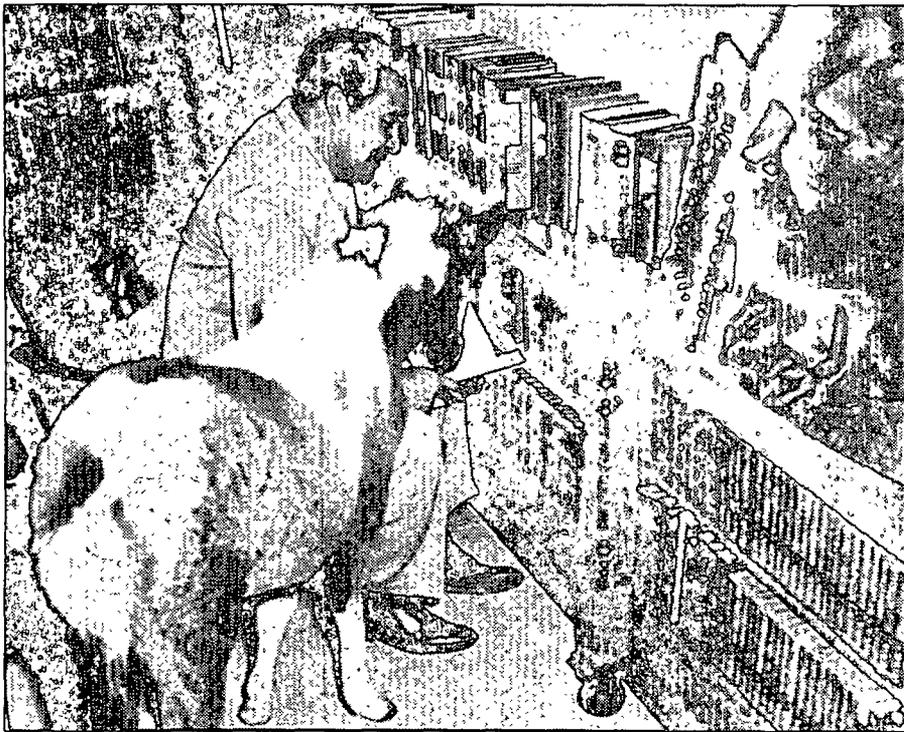
Er erzählte mir seine Bedenken kurzlich und sagte mir: „Was mich beruhigt hat, sehen Sie, das ist die Tatsache, daß in Kuba die schwierigste Aufgabe darin besteht, die Macht auszuüben und weder bestochen noch ein Tyrann zu sein.“

Man weiß, daß Volksarmeen, wenn sie gewonnen haben, vor der Alternative stehen, sich in eine militärische Institution zu verwandeln oder sich aufzulösen. Da Soldaten, in wessen Auftrag sie auch immer handeln, keine andere Funktion haben, als das Volk im Zustand der Sklaverei zu halten, wird die Insel niemals mehr Soldaten unterhalten — und die Gefährten Castros haben tatsächlich die Aufgabe, möglichst bald jene Zivilistenarmee zu liquidieren, deren Mobilisierung einst notwendig war, um die militaristische Armee Batistas zu besiegen.

Deswegen organisiert sich nun das ganze kubanische Volk unter Anleitung der Rebellen Soldaten als Miliz. Noch vor kurzem gab es keine Milizforma-



Bürgerrevolutionär Oltusky
Zwischen Hals und Kinn keine Gesinnung



Diktator Batista: Man sucht die krepierete Ratte ...

tion; heute erlernen Bauern und Städter die Handhabung der Waffen.

Es gibt jetzt hunderttausend Milizsoldaten. Die Kämpfer des Bürgerkriegs hatten drei- oder viertausend gezählt. Wenn dereinst die Bevölkerung als Ganzes die bewaffnete Streikkraft darstellen wird, hat die Rebellenarmee ihre Existenzberechtigung verloren. Nur einige technische Dienste werden übrigbleiben, um, falls notwendig, einen Bürgerkrieg zu organisieren.

Während sich das Volk für den Krieg bewaffnet, lernen Castros Soldaten die Arbeiten des Friedens. Die Truppen ziehen sich aus den Städten zurück, teilen sich in kleine Einheiten auf, um an der Seite der Bauern den Urwald zu roden. Das Regime ist tatsächlich mit seinen eigenen Soldaten nicht nachsichtig. Die Befestigungen werden geschleift, die Kasernen in Schulen umgewandelt.

Aber auf der anderen Seite werden Rekruten angeworben. Für die Feldarbeit wie für die nationale Verteidigung genügen die 3000 Sieger von 1959 nicht. Heute ist die Zahl der Soldaten auf 40 000 gestiegen. Unter Batista gab es auch nicht mehr. Kurz, diese Armee löst sich auf und richtet sich ein. Sie richtet sich ein, indem sie sich auflöst; sie löst sich auf, indem sie sich installiert.

Es handelt sich um einen unvermeidlichen und vielschichtigen Prozeß. Die Nation hat einen defensiven Apparat hervorgebracht und löst ihn in sich auf. Eben dieses gegen die militärische Institution geschaffene Organ soll ohne Umschweife ankündigen, was es ist: eine Anti-Armee.

All dies soll in Symbolen, auch in den Ehrenzeichen, zum Ausdruck kommen. Darum nennen sich die Helden dieses Krieges „Rebellen“. Darum tragen sie einen langen Bart und langes Haar, darum ist der höchste militärische Grad der des Majors, darum

steht ein Neger an der Spitze der Anti-Armee.

Die Bärte sind, so heißt es, das Zeichen eines Gelöbnisses aus der Zeit des Kampfes: Man habe geschworen, sich nicht vor dem Ende des Krieges zu rasieren. Dies mag wahr sein. Indessen, der Krieg ist zu Ende, und die Bärte wachsen, und das Haar bleibt lang.

Wenn es tatsächlich ein Gelöbnis war, so wählten die Rebellen auf jeden Fall eines, das leicht zu halten war. Sie, die stets in Alarmbereitschaft lagen, durch Marsche erschöpft waren und von Flugzeugen gejagt wurden — in welche Verlegenheiten wären sie wohl geraten, wenn sie geschworen hätten,

sich jeden Tag zu rasieren? Das lange Haar und der Bart wuchsen in Wirklichkeit einfach deswegen wirt weiter, weil nichts anderes übrigblieb.

Die meisten regulären Armeen befehlen ihren Leuten, sich gut zu rasieren, und es ist kein Zufall, daß diese Armeen unfähig sind, einen Volkskrieg zu gewinnen. In der Sierra besiegten die Haare die glattrasierten Kinnpartien, und die militärische Kunst wurde lächerlich gemacht.

Seit meiner Ankunft in Havana habe ich zumindest so viele Bärte gesehen wie an einem Nachmittag in Saint-Germain-des-Prés. Bei unseren jungen Leuten gibt es jedoch einen gewissen Konformismus: Man pflegt die Bärte, man putzt sie wie Kinnblumen, die alle gleich sein sollen.

Bei den Kubanern dagegen sprießt jede Bartblume, wie sie kann, zum Vergnügen des Haarsystems. Ich habe schwarze Haarflüsse gesehen, welche die Brust bis zum Zwerchfell bedeckten. Ich habe bleiche Gesichter gesehen, mit vier verzweifelt konservierten Haaren zwischen Kinn und Hals.

Ich habe auch nicht aufgehört, den Fächer eines Bartes zu bewundern, als sein Besitzer mir, indem er seine Militärfeldmütze lüftete, die Frühreife eines Haarknusts offenbarte. Bei den sehr jungen Helden der letzten Kämpfe ist nämlich das Gesicht glatt und nackt wie das eines jungen Mädchens, aber das Haar fällt über die Schultern. Der Chauffeur Castros, der früh aufgestanden war, entwirrte seine langen, pechschwarzen Haare vor dem Rückspiegel und band sie mit Hilfe eines Stäbchens wieder zusammen.

Die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Kombinationen zeugt inmitten der Disziplin von einem tiefen Individualismus. Jedenfalls täuscht sich das Volk nicht: Diese stachelhaarigen Führer beabsichtigen offenkundig, so zu bleiben, wie man sie in die Hauptstadt einziehen sah — als Befreier, als triumphierende Verneiner einer brutalen und unerträglichen Ordnung.

Fortsetzung folgt



... denn man riecht den fauligen Gestank: Rebell Castro